

Ute Seidel, **Oberderdingen-Großvillars, Lkr. Karlsruhe. Epirössen und der Beginn der Michelsberger Kultur.** Mit Beiträgen von Tillman Baum, Jutta Hoffstadt, Michael J. Kaiser, Birgit Regner-Kamlah und Werner Scharff †. Forschungen und Berichte zur Archäologie in Baden-Württemberg, Band 21. Verlag Dr. Ludwig Reichert, Wiesbaden 2022. 368 Seiten mit 149 Abbildungen, davon 46 farbig, 24 Tabellen und 22 Tafeln.

Die zu besprechende Arbeit steht am vorläufigen Ende einer langjährigen Beschäftigung von Ute Seidel mit dem frühen Jungneolithikum in Südwestdeutschland im Rahmen zweier Projekte der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) zur Michelsberger Kultur und synchronen Erscheinungen. Nachdem sich das erste Projekt (U. Seidel, Michelsberger Erdwerke im Raum Heilbronn. Materialh. Arch. Baden-Württemberg 81, 1–3 [Stuttgart 2008]) mit dem Neckarraum befasst und am Ende viele Fragen vor allem zur Etablierung der Michelsberger Kultur in Südwestdeutschland im Verhältnis zu den Epi-Rössener Gruppen aufgeworfen hat, steht in der aktuellen Arbeit der Kraichgau im Mittelpunkt.

Der von Ute Seidel übernommene und im vorliegenden Band publizierte Projektteil beinhaltet die Vorlage der Bischheimer und Michelsberger Funde und Befunde der im Titel genannten und für das Verständnis des frühen Jungneolithikums im Kraichgau eminent wichtigen Fundstelle Oberderdingen-Großvillars (erster Teil, S. 15–84) sowie ausgehend vom oben genannten Untersuchungsgebiet Forschungen zum Verhältnis der frühen Michelsberger Kultur und der Epi-Rössener Gruppierungen in räumlicher und chronologischer Hinsicht (zweiter Teil, S. 85–225).

Auf der bereits in den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts durch einen ehrenamtlichen Mitarbeiter entdeckten Fundstelle südwestlich von Großvillars fand in den Jahren 2000/2001 eine Ausgrabung durch das Landesdenkmalamt Karlsruhe statt, bei der insgesamt sechsundfünfzig neolithische Befunde dokumentiert wurden. Um die Ausdehnung der Siedlung zu erfassen und zudem zu klären, ob die auf einem Sporn gelegene Siedlung von einem Grabenwerk umschlossen war, wurde 2014 eine Magnetometerprospektion durchgeführt, die jedoch offenbar nur unklare Ergebnisse erbrachte. Angesichts der kleinmaßstäblichen Abbildung des Magnetogramms (S. 18, Abb.4) hätte ich mir eine grafische Kennzeichnung der im Text angesprochenen Strukturen auf dem Plan, insbesondere der »N-förmigen rechteckigen Struktur«, sowie die genauere Verortung im Verhältnis zu der Grabungsfläche gewünscht. Die zur Lokalisierung von Befunden angegebenen Koordinaten lassen sich nicht auflösen, zudem fehlt dem Magnetogramm der Nordpfeil.

Die Beschreibung und Auswertung Bischheimer und Michelsberger Befunde (S. 22–34) ist knapp gehalten, deckt aber alle Aspekte von Interesse ab. »Doppeltrundliche« Gruben (S. 20) sind anscheinend unmittelbar nebeneinander gelegene Zweiergruppen von Gruben. Zum offenbar häufigeren diachronen Phänomen der

paarig benachbarten Vorratsgruben hat Thomas Richter jüngst die Theorie einer zeitlichen Abfolge von zu einem Hausplatz gehörigen Befunden zur Diskussion gestellt (Die Ausgrabungen des Jahres 2019 im Baugelbiet Viecht-Sonnenblumenring. Eine diachrone Fundstelle mit urnenfelderzeitlichem Siedlungsareal. In: L. Husty / K. Schmotz [Hrsg.], Vortr. 39. Niederbayer. Archäologentag [Rahden 2020] 237–270.) Die interessante Hypothese, scharf geschnittene Profile rührten von der intentionellen Verfüllung eines Befunds her (S. 22; S. 29f.), während muldenförmige für eine langsame Erosion der offenen Grube nach Auflösen der Siedlung sprächen, was eine zeitliche Abfolge ergäbe, konnte leider weder anhand der Funde noch mittels Radiokarbondaten verifiziert werden. Die als möglich dargestellte Interpretation der auch in Großvillars vorhandenen Schlitzgräbchen als Elemente von Torkonstruktionen ansonsten vollständig erodierter Umfassungsanlagen erscheint sehr unplausibel; ich neige dazu, mich der auch von Seidel vorgetragenen Deutung als Tierfallen anzuschließen (S. 23–25).

Den Abschluss der Befundauswertung bildet ein Abschnitt über insgesamt acht Radiokarbonproben, die – nachdem das Leibniz-Labor der Universität Kiel unplausible, stark streuende Daten gemessen hatte und dafür Laborprobleme namhaft gemacht werden konnten – alle noch einmal vom Curt-Engelhorn-Zentrum Mannheim am selben Knochen neu gemessen wurden und nun passendere, homogene Ergebnisse lieferten, die cal. BC (1-Sigma) im vierundvierzigsten und dreiundvierzigsten Jahrhundert liegen (S. 34–36). Es zeigt sich hier wieder einmal, dass die Ergebnisse von Radiokarbonatierungen im Einzelfall durchaus kritisch zu betrachten sind und eine Messung durch verschiedene Labore oft sinnvoll und hilfreich ist, was jedoch leider nur in den seltensten Fällen finanziell möglich sein dürfte (vgl. K. Riedhammer, Was Sie schon immer über 14C wissen wollten ... Methodische Erkenntnisse aus 600 mitteleuropäischen Daten zur ersten Hälfte des 5. Jahrtausends. In: V. Becker u. a. [Hrsg.], *Varia neolithica IX – Beiträge der gemeinsamen Sitzung der Arbeitsgemeinschaften »Neolithikum« und »Boden und Archäologie« 2016 in Münster [und] Aktuelles aus der Neolithforschung. Beitr. z. Ur- und Frühgesch. Mittel-europas 90* [Langenweißbach 2019] 59–81).

Bei der anschließenden Auswertung der Funde (S. 37–70) hätte ich es begrüßt, wenn die Kriterien der Abgrenzung der Gefäßgattungen (Becher, Topf, Schüssel und weitere) explizit genannt worden wären. Auffällig ist die Dominanz der Becher im Formenspektrum, die nur zum Teil ihrer guten Identifizierbarkeit geschuldet sein dürfte und auch in zahlreichen anderen frühjungneolithischen Inventaren zu beobachten ist, was Fragen hinsichtlich der Funktion und Bedeutung dieser Gefäßgattung aufwirft. Der Terminus »Vorratsflasche« (im Gegensatz zu feinkeramischen Flaschenformen?) [S. 48] war mir aus einschlägigen Zusammenhängen bislang unbekannt. Auch, welches Maß die »Randhöhe« darstellt (S. 47), wird nicht erklärt.

Anzumerken ist zudem, dass Tafel 12, 4 nicht, wie im Text erwähnt (S. 46), einen Gefäßboden darstellt, sondern ein Wandungsfragment; gemeint ist vermutlich Tafel 12, 3. Auch stellt Tafel 11, 2 keine »Vorratsflasche« dar, wie auf Seite 49 zu lesen ist. Die Zuordnung auch kleiner Gefäßfragmente zu einer Form (so werden beispielsweise Scherben mit Ösen auf dem Umbruch offenbar je nach Wandstärke den Schüsseln oder den Flaschen zugeschlagen) erscheint in Anbetracht der immensen Materialkenntnis der Autorin durchaus verlässlich, könnte jedoch deutlicher begründet sein. Dennoch besticht die Materialvorlage durch profunde Vergleiche mit anderen Fundstellen und Liebe auch zum kleinen, aber interessanten Detail wie eine aufgelegte, getupfte Randlippe des Topfes Tafel 9, 1 (S. 55). Auch die reiche fotografische Illustration gibt dem Leser, der entsprechende Keramik möglicherweise noch nicht in der Hand hatte, einen ergänzenden Eindruck zur grafischen Illustration. Die Michelsberger Keramik von der Fundstelle lässt sich den Stufen II und III/IV zuweisen, repräsentiert also wohl zwei Besiedlungsphasen. Das Verhältnis der Michelsberger Befunde zur Bischheimer Besiedlung wird nicht weiter thematisiert.

Es folgen die Auflistung und Auswertung der Geräte aus Knochen und Geweih (S. 65f.), aus Gestein (S. 66–68) sowie der Hüttenlehmfunde, eines bischheimzeitlichen Kupferrests und der botanischen Untersuchungen (S. 69f.), die als Besonderheit einen recht frühen Nachweis von Nacktweizen erbrachten. Obwohl unbearbeitete Tierknochen im Katalog (Anhang I, S. 233–255) verzeichnet sind, ist im vorliegenden Band keine Bestimmung und Auswertung dieser Stücke zu finden.

Die anschließende überregionale Einordnung der Keramik von Großvillars (S. 71–75) führt aufgrund der reduzierten Verzierung der Becher in Kombination mit ihrer Flachbodigkeit (Formen wie Tafel 11, 2 möchte mein östlich gefärbter Blick jedoch allenfalls als »Wackelboden«, solche wie Tafel 9, 5 eher als »Rundboden mit kleiner Standfläche« bezeichnen) zu dem Schluss, es liege hier eine regionale Bischheim-Variante vor, die an östliches Bischheim und Schwieberdingen anknüpft. Anzeichen, dass aus einem solchen Bischheimer Substrat die Michelsberger Kultur hätte entstehen können, sieht Seidel auch aufgrund der absolutchronologischen Datierung (s. o.) nicht.

Abgeschlossen wird die Fundauswertung von Großvillars durch keramiktechnische Untersuchungen von Werner Scharff (†), die eine wohl lokale Herstellung der Bischheimer wie auch der Michelsberger Gefäße nahelegen (S. 76–89), sowie eine Charakterisierung der nur dreizehn Silexartefakte durch Jutta Hoffstadt (S. 81–84) und deren Rohmaterialien durch Michael Kaiser (S. 85). Neben der offenbar sehr schlechten Rohmaterialversorgung, die aus dem Fehlen von Grundformen, Kernen, Abschlägen und anderem zu erschließen ist, fällt besonders ein Erntemesser aus Baiersdorfer Plattenhornstein (Tafel 7, 2) auf.

Im zweiten Teil beschäftigt sich die Autorin mit dem Verhältnis der Epi-Rössener Kulturgruppen und der

(frühen) Michelsberger Kultur im nördlichen Baden-Württemberg »in räumlicher, stilistischer, absolutchronologischer und befundorientierter Hinsicht« vor dem Hintergrund der immer noch umstrittenen Frage nach dem Entstehungsgebiet der Michelsberger Keramik.

Dazu wurde zunächst aus allen verfügbaren Quellen systematisch der aktuelle Stand der jungneolithischen Fundstellen, vor allem in den Regierungsbezirken Karlsruhe und Stuttgart, in einer Datenbank erfasst, weniger tiefgehend auch darüber hinaus. Nach einer vorbildlichen Quellenkritik (S. 91–93) wird für die Belegung der Michelsberger Erdwerke im Untersuchungsbereich ein spekulatives, aber einleuchtendes »Heilbronn-Kraichgau-Modell« (in Zusammenarbeit mit Birgit Regner-Kamlah) vorgestellt, nach dem, ausgehend von einer geringen Ortskonzentration von unbefestigten Siedlungen, auch die als Zentralorte verstandenen Erdwerks-Plätze nur jeweils kurz und wechselnd, eventuell mit Unterbrechungen auch mehrfach, belegt wurden (S. 94–96). Auch eine hypothetische Abfolge wird postuliert.

Es folgen GIS-gestützte Analysen, bei denen Tilman Baum für die Datenbank und die Kartierungen zuständig war. Eine Sichtfeldanalyse ergibt, dass die Erdwerke im Kraichgau bis auf Bruchsal »Aue« und Bruchsal-Heidelberg »Altenberg« keinen Sichtkontakt zueinander hatten. Auch die offenen Siedlungen waren von den Erdwerken aus meist nicht einsehbar. Damit möchte die Autorin eine Funktion im Zusammenhang mit Kommunikation ablehnen, wobei sie sich der Unwägbarkeit einer Interpretation sehr bewusst ist. Auch die Abdeckung komplementärer Sichtfelder durch möglicherweise gleichzeitige Erdwerke wird angesprochen, was vielleicht für die Kontrolle von Verkehrswegen spräche. Ähnliches wird für die Erdwerke des Neckarraums festgestellt (S. 95–101). Die Kartierung des geologischen Untergrundes ergab für Ilsfeld »Ebene« und Bruchsal »Aue« jeweils über fünfzig Prozent Lössböden in einem Fünf-Kilometer-Radius; ähnliche Lagegunst wird auch für die anderen Michelsberger Erdwerke postuliert (S. 101–103).

Anschließend werden etliche Lagefaktoren für Michelsberg und Epi-Rössen in Baden-Württemberg analysiert: Bei der Hangneigung erstaunt die Bevorzugung der Michelsberger Kultur von Nord-Expositionen, was die Autoren zum Teil mit der zahlenmäßigen Dominanz der Fundstellen im klimatisch begünstigten Rheintal erklären, wo es auf Südhängen im Sommer sehr heiß werden kann. Ähnlich fällt auch der Befund für Epi-Rössen aus, wobei hier aus datenbanktechnischen Gründen nur eine sehr kleine Zahl von Fundstellen in die Auswertung einfließen konnte. Ausgehend vom Lössbezug und dem Mikroklima-Proxy der Schneeglöckchenblüte stellt sich anschließend heraus, dass die Michelsberger Kultur erst in jüngeren Phasen die begünstigten Altsiedelgebiete verließ und sich ausgehend vom Rheintal inselartig nach Osten ausbreitete, während das Epi-Rössen im Laufe der Entwicklung möglicherweise von ihr »verdrängt« wurde und bereits früh auch ungünstigere Lagen aufsuchte. In Zusammenschau mit den wirtschaftlichen

Grundlagen von Michelsberger Kultur und Epi-Rössen hinsichtlich der angebauten Getreidearten und der bevorzugten Haustiere ergibt sich jedoch kein zwingender Zusammenhang mit diesem Siedlungsmuster, so dass die Autoren eher Faktoren wie eine unterschiedliche Gemeinschaftsorganisation, bei der die Erdwerke eine besondere Rolle gespielt haben könnten, als Erklärung heranziehen (S. 104–114).

Nachdem die wechselhafte Diskussion zur Genese der Michelsberger Kultur knapp, aber gut nachvollziehbar dargestellt ist (S. 116–118), folgt ein Abriss zu den zahlreichen Epi-Rössener Gruppen (S. 119–150), deren vielfältiges keramisches Fundgut im Gang der Forschung immer wieder neu zugewiesen oder umgruppiert wurde. Die besondere Dynamik dieser keramischen Stilgruppen zwischen Abgrenzung und Austausch, individueller und gemeinschaftlicher Verzierungsidentität wird anhand des etablierten Konzepts von »emblematic« und »assertive styles« verdeutlicht. Allerdings empfinde ich es etwas zu weit gefasst, wenn beispielsweise Zierweisen eines entwickelten Donau-Schussenried mit solchen der deutlich älteren Gruppe Schernau-Goldberg als »assertive« verglichen werden (S. 122), da für den verbindenden Bedeutungsinhalt dieser Vokabel doch eine Zeitgenossenschaft vorausgesetzt werden sollte. Unklarheiten ergeben sich auch dadurch, dass das bekannte »Goldbergband« dem »östlichen Bischheim« (S. 120) zugewiesen wird, obwohl Ralf Gleser (Die Epi-Rössener Gruppen in Südwestdeutschland. Untersuchungen zur Chronologie, stilistischen Entwicklung und kulturellen Einordnung. Saarbrücker Beitr. z. Altertumskunde 61 [Bonn 1955] Taf. 53, 6), auf den Seidel sich explizit bezieht, es seiner – auf Letzteres folgende (!) – »Kombinationsgruppe II (Gruppe Schernau-Goldberg)« für Unterfranken zuschlägt.

Die rein verbale, aber zumindest für eine nicht ganz unkundige Leserschaft dennoch nachvollziehbare Beschreibung einer Verzierung ist sicher nicht trivial, aber was mit einer »randlich partielle[n] Einstichfüllung einer Schraffurlinie« beim Winkelband als Element eines frühen Schwieberdingen gemeint sein könnte, erschließt sich auch unter Zuhilfenahme der Abbildungsverweise nicht. Wenn die Verfasserin »einstichgesäumte Furchenstichlinien« auf Aichbühler Keramik ohne Erläuterung an »Motive der Tiefstichkeramik« anschließen möchte (S. 134.), kann ich nicht folgen, und auch die Auflösung der »Gruppe C« der Borschter Becher nach Michael Strobel (Die Schussenrieder Siedlung Taubried I [Bad Buchau, Kr. Biberach]. Ein Beitrag zu den Siedlungsstrukturen und zur Chronologie des frühen und mittleren Jungneolithikums in Oberschwaben [Stuttgart 2000]) durch Bodo Dieckmann (Die mittel- und frühjungneolithische Keramik von Hornstaad vor dem Hintergrund der Besiedlung des Hegaus im 5. Jahrtausend v. Chr. In: I. Matuschik, Die Keramikfunde von Hornstaad-Hörnle I–VI. Besiedlungsgeschichte der Fundstelle und Keramikentwicklung im beginnenden 4. Jahrtausend v. Chr. im Bodenseeraum. Siedlungsarchäologie im Alpenvorland XII. [=Forsch. u. Ber. z. Vor- u.

Frühgesch. in Baden-Württemberg 122] [Stuttgart 2011] 345–372; hier: 355 f.) ist anhand des zitierten Werkes nicht nachvollziehbar (S. 142). Dennoch bietet dieser Abschnitt einen hervorragenden Überblick und schlägt eine Schneise ins verwirrende Dickicht diverser frühjungneolithischer Keramikerscheinungen, insbesondere auch wegen seiner reichen Bebilderung.

Es folgt ein Kapitel mit der Zusammenstellung und Bewertung aller für Michelsberg und die Epi-Rössener Gruppen bekannten sowie im Rahmen des DFG-Projekts neu ermittelten absoluten Daten für Südwestdeutschland und angrenzende Regionen (S. 150–177). Dieser verdienstvollen Leistung, die wieder durch Abbildung der assoziierten Keramikfunde besticht, was der Leserschaft den Blick in die Materialvorlagen erspart, hätte es vielleicht noch gutgetan, die Daten selbst noch kritischer zu bewerten und möglicherweise zu filtern, insbesondere auch was das verwendete Probenmaterial anbelangt. So unterliegen an Holzkohle gemessene Daten oft einem Altholzeffekt, was die Autorin auch anspricht, ohne aber als Konsequenz zumindest versuchsweise einen gemittelten Korrekturfaktor anzuwenden, wie es beispielsweise Karin Riedhammer (a. a. O.) erfolgreich an mittelneolithischen Daten vorgeführt hat. Zudem konnte Anthony Denaire an Daten zum Neolithikum im westlichen Mitteleuropa zeigen, dass Knochen daten auch über den Altholzeffekt hinaus generell jünger ausfallen können als an anderen organischen Materialien gemessene, was möglicherweise durch die größere Anfälligkeit dieses Materials für Kontaminationen zu erklären ist (A. Denaire, Radiocarbon Dating of the Western European Neolithic. Comparison of the Dates on Bones and Dates on Charcoals. Radiocarbon 51/2, 2009, 657–674.)

Eine systematische Gegenüberstellung von Pflanzen- und Knochen daten wäre auch für die vorliegende Arbeit interessant gewesen. Es entsteht zumindest bei flüchtiger Durchsicht der in Anhang IV (S. 297–328) gelisteten Daten der Eindruck, dass die aus Tierknochen gewonnen Proben oft jünger sind als andere, so fallen etwa Tierknochen-Daten aus Marktbergel ins dreiundvierzigste bis sechsundvierzigste Jahrhundert, während ebenfalls »östliches Bischheim« datierende Proben an Holzkohle aus Schernau (wobei die Daten zu einer im Text erwähnten postulierten Spät-Rössener Siedlungsphase nicht gesondert gekennzeichnet sind) im zweiundvierzigsten bis neunundvierzigsten Jahrhundert liegen. Die Daten des flachbodigen Schernauer Bischheim sind überdies auch älter als die Bischheimer Daten von Großvillars, Höfingen und Oberhochstadt – alle aus Knochen gewonnen.

Zu den älteren Daten zählt dagegen das Holzkohle-Datum aus Schwalheim. Warum die Autorin das Probenmaterial in der Liste Anhang IV nur manchmal, aber nicht konsequent angibt, auch wenn es, wie zum Beispiel im Fall der Daten aus Oberschwaben der zitierten Primärliteratur (hier: Strobel a. a. O., 478) leicht zu entnehmen gewesen wäre, bleibt unerklärlich. Bedauerlich ist auch der Verzicht auf Gruppenkalibrationen, unter

Umständen auch auf dem enger gefassten Fünfzig-Prozent-Niveau (Riedhammer a. a. O) von Fundorten oder Keramikphasen beziehungsweise -stilen. Damit hätten sich in der resultierenden Chronologietabelle (S. 222f.) möglicherweise weniger lang andauernde Phasen beziehungsweise Überlappungen ergeben. So wird für das östliche Bischheim, dem die unterfränkische Siedlung Schernau das meiste Material und auch die meisten Radiokarbon daten geliefert hat, eine Periode von ungefähr vierhundert Jahren angegeben, nämlich vom sechsundvierzigsten bis zum dreiundvierzigsten Jahrhundert, was auch bei gutem Willen für die drei ergrabenen Hausgrundrisse von Schernau sehr lang erscheint. Dabei sind die ältesten Rössener Daten ohnehin nicht berücksichtigt. Die im Text besprochenen Daten sind in Anhang V (S. 329–332) nach Regionen und Phasen gruppiert als Multiplots dargestellt.

Der darauffolgende Abschnitt (S. 177–190) beschäftigt sich mit der räumlichen Verbreitung. Es werden dabei aber nicht Fundpunkte gesamthaft einer »Gruppe« oder »Kultur« zugewiesen, sondern für jeden Fundort die vorkommenden Keramikstile einzeln kartiert, und zwar in Horizonten bezogen auf die Stufen I bis V der Michelsberger Kultur (MK). Diese Vorgehensweise wird der Eigenart des (vor allem frühen) Epi-Rössener Horizonts, nämlich einerseits seiner starken regionalen Gliederung, andererseits seiner überregionalen Verflechtungen besser gerecht, als der erstgenannte traditionelle Ansatz, klar abgegrenzte Verbreitungsgebiete definieren zu wollen. Während sich für den Horizont MK I ein sehr »buntes« Kartenbild ergibt, in dem Verzierungsstile weit über ihr »Ursprungsgebiet« beziehungsweise ihren Verbreitungsschwerpunkt hinaus streuen, erscheinen die Keramikstile zur Zeit von MK II/III deutlich konsolidierter und stärker regional begrenzt. Zudem verdrängt das unverzierte Michelsberg die verzierten Keramiktraditionen über den Rhein hinaus weit nach Osten.

Die Zusammenschau von Epi-Rössen und Michelsberg im nördlichen Baden-Württemberg ergibt, dass MK I-Keramik nur sporadisch und nie isoliert, sondern im Verbund mit Epi-Rössen auftritt. Bereits in MK II wird eine Teilung des Untersuchungsgebiets in Michelsberg im Norden und Schussenried im Süden manifest. In MK III verstärkt sich dieser Trend unter Ausbreitung von Michelsberg nach Süden und dem sehr häufigen Vorkommen »reiner« Michelsberger Fundstellen. Von MK IV an ist das verzierte Epi-Rössen verschwunden, in MK V kommt es zur Anlage neuer Erdwerke.

Die Interpretation der Kartenbilder (S. 190–194) als Abbild historischer Realität und deren Wandels zeigt – nach einem ersten Aufblühen vor und während des Horizonts MK I – die kontinuierliche Abnahme der Verzierungsfreude und -varianz in Bezug auf Gefäßformen, Ornamentik, Disposition und auch Technik. Bereits während MK II ist die Verzierung auf nur eine Gefäßform wie die Schussenrieder Krüge beschränkt und wird in Motivik und Ausführung variantenärmer und

zugleich kodifizierter. Diesen Wandel erklärt sich die Autorin vor dem Hintergrund einer sicher vorhandenen speziellen Bedeutung oder Funktion verzierter Gefäße für die zeitgenössischen Gesellschaften mit dem Übergang vom ›lebenden‹ zum ›sterbenden‹ beziehungsweise ›erstarrten‹ Kulturelement nach Hans Jürgen Eggers. Während die verzierten Gefäße und ihr Informationsgehalt zunächst (auch) Ausdruck von Austausch und sozialer Interaktion zwischen verschiedenen Gruppen gewesen seien, hätten sie später mehr der Versicherung einer Gruppenidentität gedient und seien seltener beziehungsweise von einem kleineren Personenkreis genutzt worden.

Dass die verzierten Gefäßformen Becher, Flasche und Krug zur Aufbewahrung, Verteilung und Konsumation von Flüssigkeiten dienten, kann als Hinweis darauf gesehen werden, zu welchen – gemeinschaftlichen? – Anlässen sie benutzt worden sein könnten. Als Michelsberger Äquivalent der verzierten Epi-Rössener Keramik könnte der Tulpenbecher angesehen werden, den es zu Beginn sehr variantenreich gab, während er bis zum Ende der Entwicklung in MK V zunehmend seltener, dafür aber einheitlicher auftritt. Zurecht erachtet Seidel die Analyse von Inhaltsresten an diesen Gefäßen für wünschenswert, um diese Interpretationsansätze weiter verfolgen zu können.

Die Kapitel zur absoluten Chronologie und zu den Verbreitungskarten wurden in ähnlicher, aber stark geraffter Form, bereits mehrfach, wohl als Zwischenstandsberichte, von der Autorin publiziert (On the relationship of the Michelsberg culture and Epi-Rössen groups in south-west Germany in the light of absolute chronology, aspects of culture definition and spatial data. In: R. Gleser / D. Hofmann [Hrsg.], *Contacts, Boundaries and Innovation in the Fifth Millennium. Exploring developed Neolithic societies in central Europe and beyond* [Leiden 2019] 233–266; Zur Beziehung der Michelsberger Kultur und der Epi-Rössener Gruppen in Südwestdeutschland unter Aspekten des Kulturbegriffs, absoluter Daten und räumlicher Analysen. In: V. Becker u. a. [Hrsg.], *Soziale Beziehungen, Netzwerke und Sozialstrukturen im Neolithikum Europas. Beiträge der Sitzung der Arbeitsgemeinschaft Neolithikum. Kongr. Halle 2018* [Langenweissbach 2021] 127–151).

Die anschließende Herleitung der (verzierten) konischen Schüsseln der Michelsberger Kultur anhand dieses Modells des Austausches von durch Keramikformen und -verzierungen ›codierten‹ Bedeutunggehalten erscheint dagegen etwas zu weit gespannt (S. 195 f.). Insbesondere die an Irenäus Matuschik angelehnte genetische Verbindung zu verzierten steilwandigen Gefäßformen des südbayerischen Mittel- und Jungneolithikums, die nach meiner Ansicht schon in sich nicht homogen sind, ist abzulehnen (vgl. D. Meixner / K. Riedhammer, *Vom Schirmständer zur Fußschale. Gedanken zum Übergang vom Mittel- zum Jungneolithikum in Bayern anhand einer besonderen Gefäßgattung*. In: L. Husty / M. Rind / K. Schmotz

[Hrsg.], *Zwischen Münchshöfen und Windberg. Gedenkschrift für Karl Böhm* [Rahden 2009] 93–108). Dass Michelsberg diese Gefäßform von Epi-Rössener Erscheinungen übernommen hat, ist nicht auszuschließen, doch könnte hierbei auch ihr praktischer Wert im alltäglichen Leben, der konische Schüsseln bis heute zu jedem Haushalt gehören lässt, im Vordergrund gestanden haben.

Auch die nachfolgenden, unter anderem von Helmut Schlichtherle inspirierten Überlegungen (S. 195–208) zur symbolischen Bedeutung von Ziermotiven über Zeiten und Räume hinweg erscheinen sehr spekulativ, was freilich in der Natur der Sache liegt. So seien gestapelte M- beziehungsweise W-Motive oder ›Lebensbäumchen‹ als genealogisches Motiv (Abfolge von Geburten) zu sehen. Zu sehr auf überinterpretierte, für mich nicht immer nachvollziehbare Analogien gestützt ist schließlich der Vergleich der verzierten ›Kultwand‹ eines Pfahlbaus von Ludwigshafen ›Seehalde‹ mit Rössener und Epi-Rössener Ornamentik und der Versuch, Dreiecke generell als gynaikomorphes Motiv, die bekannten ausgesparten Winkelbänder des Epi-Rössen hingegen als Schlangenmotiv zu deuten.

Überstrapaziert erscheint auch der Versuch, die Verzierung von Steilwandbechern des späten südostbayerischen Mittelneolithikums und von Krügen der Schussenrieder Kultur auf eine gemeinsame Zierlogik mit korrespondierendem Symbolgehalt zurückzuführen. Der Annahme, dass auch X-Motive generell weibliche Wesen repräsentieren, was von der Autorin sogar auf die im behandelten Zeitraum sehr beliebte Technik der Flächenfüllung in Kreuzschraffur erweitert wird, steht der Münchshöfener ›Hochzeitsbecher‹ von Murr entgegen, der zwar klar belegt, dass X-Motive zur stilisierten Darstellung menschlicher Körper (gegürtete Kleidung?) verwendet wurden, aber vermutlich Mann und Frau zeigen (E. Neumair, *Murr. Eine bedeutende Zentralsiedlung der jungsteinzeitlichen Münchshöfener Kultur*. *Arch. Landkreis Freising* 5, 1996, 9–89). Weitere symbolgleiche Analogien werden auch von spätneolithischen, ungarischen Baden-Boleráz-Gefäßen herangezogen. Hier macht die Autorin auch auf Knubbenpaare aufmerksam, die ja anerkanntermaßen als die Repräsentanten weiblicher Brüste gesehen werden können. Ganze Knubbenzeilen, bei denen eine Analogie zu den Tonlinsen auf Entzheimer Kugelgefäßen gesehen wird, ebenfalls so zu deuten, erscheint jedoch etwas gewagt.

Auch wenn eingestochene Punkte als Verzierungstechnik (gemeinsam mit der Randlochung von Horgener Gefäßen) als Chiffre für die Attribute ›weiblich, nahrungsspendend‹ gedeutet werden, kann ich nicht folgen. In letzter Konsequenz wird, angereichert mit weiteren Beispielen, ein paneuropäischer Symbolcode postuliert, der sich vom Neolithikum bis in (früh-)christliche Zeiten verfolgen lasse. Für die bei Keramik im Stil von Schussenried, Entzheim, aber auch Bruebach-Oberbergen und Riegel (gleichzeitig mit MK II) so charakteristische vertikale ›Stapelung

von Zierzonen, aber auch Einzelmotiven, könnte sich die Autorin eine Deutung dieser regelhaften Kombinationen und Motivwiederholungen als »Ausdruck von gewachsenen Zusammensetzungen von Clans bzw. Verwandtschaftszugehörigkeiten« vorstellen. Sie greift dabei auf das Modell der »genealogical mnemonics« zurück, nach dem Verzierungen als »Erinnerungsbilder zur Abstammungslinie einer Person oder Familie« dienten und auch deren sozialen Staus darstellten. Erweitert man diesen Ansatz mit dem Konzept von »emblematic« und »assertive styles«, so könnten sich in der so häufig zu beobachtenden Verschränkung gruppenspezifischer Zierstile in der Tat verblüffende Einsichten zu ganz konkreten sozialen Beziehungen und Interaktionen eröffnen.

Solche so interessanten wie anspruchsvollen Überlegungen zur Symbolik von Motiven sind nicht generell abzulehnen, können jedoch leicht in eine gewisse Beliebigkeit beziehungsweise Bemühtheit verfallen, die praktische Aspekte wie die einfache Herstellbarkeit von Verzierungen oder den begrenzten Kanon geometrischer Formen außer Acht lassen. Dass Gefäßverzierung jedoch über den reinen Schmuckcharakter hinausreicht und möglicherweise einen hochkomplexen Symbolgehalt birgt, möchte ich, dessen Expertise in diesem anthropologischen Spezialgebiet sicher überschaubar ist, gar nicht abstreiten – immerhin gibt es zahlreiche Beispiele aus der Ethnologie, bei denen abstrakte Ornamente einen für den Außenstehenden nicht auf den ersten Blick zu erfassenden Bedeutungsinhalt transportieren, so die »Clanfarben« der neuzeitlichen schottischen Tartans. Eine gewisse Skepsis besteht lediglich bezüglich der Möglichkeiten beziehungsweise Grenzen ihrer Entschlüsselung. Vielleicht wäre es diesem Thema besser gerecht geworden – auch aus Gründen der besseren Nachvollziehbarkeit reicher illustriert – es als eigenständige Ausarbeitung anderweitig zu veröffentlichen.

Ihre Überlegungen bekräftigen möchte die Autorin mit der Seltenheit verzierter Gefäße im gesamten Keramikbestand. So habe pro Haushalt vermutlich nur ein verziertes Gefäß zur Verfügung gestanden, das deswegen nur zu besonderen Anlässen und ganz bestimmten Zwecken verwendet wurde, möglicherweise auch als Tauschgut unterschiedliche Besitzer gehabt haben könnte. Die nach meiner Ansicht nicht ganz so stark ausgeprägten geringen Fundfrequenzen könnten allerdings auch angesichts der feinen, oft dünnwandigen und schwächer gebrannten Machart verzierter Keramik überlieferungsbedingt zu erklären sein. Für die zuweilen erkennbare Verteilung unterschiedlicher Zierstile innerhalb von Siedlungsarealen werden chronologische, aber auch soziale Unterschiede als mögliche Erklärungen angeführt.

Ein letztes Kapitel widmet sich noch einmal Problemen der Michelsberger Kultur. Diskutiert werden die sehr unsichere absolute Datierung in deren Anfangsphase (Stufe I), die von der Autorin im vierundvierzigsten Jahrhundert gesehen wird, sowie in engem Zu-

sammenhang die Frage nach ihrem Entstehungsgebiet (S. 209–214). Vor dem Hintergrund der Situation in Baden-Württemberg wird wahrscheinlich gemacht, dass dort die früheste MK-Keramik nicht im Rahmen einer Besiedlung, sondern wohl durch sozialen Austausch auftaucht, so dass der Ursprung woanders zu suchen ist. Auch die Entstehung im Unterelsass hält die Autorin für unwahrscheinlich, so dass Belgien, Nordostfrankreich und das Rheinland wieder in den Mittelpunkt rücken. Die von einigen Autoren vorgeschlagene Ableitung der Keramik vom Typus Munzingen von der Entzheimer Gruppe und die Existenz einer »MK ancien du Rhin supérieur« wird verworfen (S. 216–219).

Den Schluss bilden Erläuterungen zu der sehr übersichtlich gestalteten und informativen Chronologietabelle Abbildung 149 (S. 220 f.) und Zusammenfassungen auf Deutsch, Englisch und Französisch (S. 224–229), gefolgt von einem umfangreichen Anhang und den Tafeln zu Oberderdingen-Großvillars und einigen anderen Fundstellen.

Zum Abschluss sei noch ohne Anspruch auf Vollständigkeit auf einige redaktionelle Flüchtigkeitsfehler hingewiesen, die vielleicht in einer späteren Auflage korrigiert werden können: In der Beschriftung zu Abbildung 49 taucht Index 14 doppelt auf, einmal mit dem Fundort Urmitz, das andere Mal mit Wenigumstadt aufgelöst (S. 124). In Fußnote 715 (S. 131) wird auf eine Abbildung in der Literatur (Lüning 1969a, Taf. 16) verwiesen. Dasselbe Gefäß ist auch als Abbildung 58, 9 im vorliegenden Werk abgebildet, ohne dass jedoch darauf hingewiesen wird. Bei Abbildung 72 (S. 147) fehlt in der Beschriftung die Nummer 4. Die im Text erwähnten Abbildungen 147 und 148 (S. 217) sind im Satz nicht auffindbar.

Der vorliegende Band stellt trotz der Kritik an einzelnen Aspekten, der eine Rezension naturgemäß übermäßigen Raum gibt, einen wichtigen Meilenstein in der Erforschung des frühen Jungneolithikums in Südwestdeutschland und darüber hinaus dar, der lange Jahre als Standardwerk herangezogen werden wird. Ute Seidel hat eine Schneise ins Dickicht der unübersichtlichen Forschungsgeschichte mit ihren zahlreichen, oft umbenannten beziehungsweise neu definierten Keramikgruppen geschlagen und den aktuellen Forschungsstand nicht nur referiert, sondern auch erweitert und auf ein neues Niveau gehoben. Dass sie – was leider nur wenigen Wissenschaftlern vergönnt ist – dank der Unterstützung der baden-württembergischen Bodendenkmalpflege über Jahrzehnte und immer neue, aufeinander aufbauende Projekte hinweg an ihrem Thema weiterforschen konnte, ist jeder Zeile ihrer Arbeit abzulesen. Wissen, Erfahrung und Herzblut gehen hier eine sehr günstige Kombination ein. Es bleibt zu hoffen, dass noch viele weitere Arbeiten zu diesem überaus spannenden Themenkomplex folgen!